

(Nachdruck verboten.)  
Nummer 202.

Gim Gratztag nach dem Englischen von G. Hennig.

Es war ein wundervoller Tag im Kreisgebiet. In der Stadt Altona (im Staate New York) lag eine junge Dame, die einen unerträglichen Schmerz hatte. Das Geschäft war lärmendes Leben, aber der energische Zug, der auf sie einwirkte, rüttelte sie auf und ließ sie aufhören. Ein Arzt brachte sie zu Doktor Dent, der sofort ein Messer holte, um sie zu untersuchen, aber der energische Zug, der auf sie einwirkte, rüttelte sie auf und ließ sie aufhören.

Er lachte. Der Arzt fragte: „Warum kann kein Mensch ohne Schreien sterben?“ Die junge Dame unterdrückte einen Lachanfall, während sie sich auf den Stuhl setzte. „Sie hat keine Angst vor dem Tod.“

„Die Ärzte töten!“

Ach den Herrn Freiherrn Dent!

Adolph.

220 Broadway, Albany, New York.

Verleugnete Städte.

Denn Brief zu entrichten, war noch mühsamer. Endlich aber gelang es dem jungen Dent, den Sinn der Worte zu erhalten. Der Inhalt lautete einer folgendermaßen:

Neben Fried!

„Ich bin nicht soviel zu hören, daß du Dein Geheim verblassen möchtest. Du weißt noch etwas von mir weiß, gesteht. Du weißt noch etwas von mir weiß, gesteht.“ Der Weit, ich kann das ganz überzeugen, nicht ausdrücken, aber dann wäre ich alles verloren.“

„Wie geht es Dir nicht? Wie geht es Dir nicht?“

„Wie geht es Dir nicht?“



Gasslohe) und über die

i die englische Kohle noch  
kürzeren kann. Da aber  
n nach Odessa für den  
ihm dort die englische

ungen und wünschen dem  
frühtigeren und schnelleren  
des nationalen Wohl-

v. S.

Nachdruck verboten.

## Expedition.

ie zugleich die äußersten  
Rend und Thier bilden,  
Wissenschaft wie auf das  
ist ausgebaut, genügt aus

Der Nordpol ist viel  
stärker als wir nicht  
den, die Erörterung des  
der Reiter der Fahrt, der  
von Drygas ist, spricht  
aber aus, was er um so  
zusätzlich reiche wissen-  
wahrscheinlich reicher als  
he den Charakter des um  
lich trugen.

von der Meisterroute. Im  
abruh statt nach zweit-  
städts: Kapstadt erreicht  
ors können die wissen-  
t es Stellen im Meer,  
erreicht worden. In  
mmungen in betreff des

Probleme stell. Die  
erlassen, ohne Daten zu  
noch Unbekannte, zu  
beginnt die eigentliche  
ob auf den Kerguelen  
in dieser Gruppe soll

In der fünf Männer-  
tubium der Verhältnisse  
Herrschaften vorgenommen,  
weiter nach Süden  
ind noch nicht vollkommen  
ographie der Wissenschaft  
Bereicherungen. In erster  
und eine kartographische  
ihren projektiert. Durch  
in Hand der unterschiedlichen  
genannte Inselgruppe, die  
en. In der ersten Hälfte  
jiff die Station verlassen,  
Vänge gegen Australien  
nahmen und in das Eis  
neidmus hat in erster Linie  
Seewarte besonders warm  
verankert. Die Hoffnungen  
Eile sind ziemlich groß.  
edition des Jahres 1874  
überschritten. Ebenso die

gerade aus den letzten  
große Eismassen gesehen  
en, mit den Strömungen  
ist die Wahrscheinlichkeit  
Schiff auf Eisfahrt  
de Schiff Manaus, der  
in die Eismassen möglich  
in Aussicht genommen.  
schiff nach ganz anderen  
eien und hohen heftigen  
aber das starke Schiff  
r Expedition sagte: „Er  
n den Erkundungen sehr  
hohem Seegang machen.“  
Südpolar-Gebiet, das an  
als Europa ist, ein  
oder ob dort alles in  
sich auflost. Wir kennen  
Polarkreis; Grönland-  
und Peierinseln. 1841  
es schneebedeckten Landes,  
he und vulkan. heißt:  
ad unzusammenhängender  
im Baffinland zusammensetzung zu Gedenken und  
zu Gedenken und Peierinseln. 1841  
es schneebedeckten Landes,  
he und vulkan. heißt:  
ad unzusammenhängender  
im Baffinland zusammensetzung zu Gedenken und

Nachdruck verboten.  
Moderne Literatur.

II.

## Seidene Gedichte.

(Zur neuen Lyrik.)

Von Paul Wertheimer (Wien).

Es gibt seit ein paar Jahren auch in Deutschland eine suffisante, den nativen Geschmack immer verwirrende Gruppe junger Poeten, die man nicht anders als die „Sammler- und Seidenbücher“ bezeichnen kann. Im Preller oder Königsgewande, langweilig-gelangweilt, traurig-müde lächelnd, eine Pfauenfeder in den mit opalen Augen geschmückten Dandyhänden, die Schuhe im Knopfloch: so wandeln sie feierlich, bürgerlichen Schrittes durch unsere munter aufblühende Lyrik.

Deut von Altenrons farbig-frohe Weise, Falles zartgezogene Bühnlichkeit, selbst Dehnels kleinkindige, den verborgenen Menschenzusammenhängen nachschauende Art: sie alle sind von den stilisierten Jünglingen längst mit wegwerfender Bewegung in die Welt gethan. Im Beiklang der mächtig arbeitenden Gesellschafts- und Naturwissenschaft haben sich diese von allen Kenntnissen reinen Ästheten in eine seldene Traumwelt geflüchtet, die, mit festkettenden Emblemen behängt, nicht einmal original, sondern aus „fremden Kulturen“, nämlich aus ein paar Minnesängern, der griechischen Anthologie und den namhaftesten französischen und englischen Detudenten recht dilettantenhaft zusammengelebt erscheint. Die „Blätter für die Kunst“ sind, wie man weiß, der Beginn dieser ursprünglich edel gedachten Bewegung, die jetzt in ihren Nachköpfen, „diesen modernsten“ und gefährlichsten Epiponen ebenso läppisch wirkt wie die entsetzliche „falsche Gesellschaft“. Man kann durch keine Kunstdenkmal gehen, ohne von den hektischen Männer- und den gewissen klauenhaften Frauengestalten geprägt zu werden; von allen Schildern seufzen sie bereits hinab. Keine Frauwalte, kein Regenschirm, die nicht „secessionistisch“ thun, das ist nach der jüngsten Bedeutung dieses wandelbaren, doch stets schauspielenden Wortes: schlank, fast, seelenvoll. Was sich bei den Gegenständen des allgemeinen Gebrauchs jetzt von selbst versteht, ist bei den Dingen des allgemeinsten Nichtgebrauchs noch natürlicher. Niemals vorher, auch nicht in der tyranenreichen Romantik, ist in deutschen Gedichten so viel geweint worden; niemals hatten junge, zum ersten begabtste Poeten gleich schwer an dem Leben und ihrer münden, mit gar traurigen Augen blitgenden Seele zu tragen; niemals vorher ist — zum Kostümier erlauchter und erlauchtester Gedichte — so viel Seide verwendet worden...

Mit den „Blättern für die Kunst“ begann, wie gesagt, diese parfümierte Dichtung. Die Blätter sind — man erinnert sich vielleicht noch — vor etwa einem Jahrzehnt nach dem Muster belgischer und Pariser Revues von einem kunstfreudlichen Kreis in Berlin begründet worden. Die zwanglos erscheinenden Gedichte waren nicht im buchhändlerischen Vertrieb, sondern nur gewissen Ausverkäufern zugänglich, welche die höheren Welten gewusst hatten. Vor kurzem ist eine Ausgabe der Aussätze und Dichtungen dieser etatischen Zeitschrift auch dem Prosa-Publikum eröffnet worden. Das Werk bestreitet sogar durch eine besondere Manier: die Hauptworte sind degradiert — bis „Gie“ (die große Kunst) wird, wie Gott bei den Engländern, durch einen großen Anfangsbuchstaben geehrt. Die Interpunktionen fehlen fast ganz, die kleinen Welschreiche sogar sind eine große Seltsamkeit. Nun ist zur Genüge bekannt, daß die Blätter Ortlum diese Rechtschreibung, wohl aus dem Grunde, um die Bedeutung keines Wortes hinter dem anscheinend geringeren zurücktreten zu lassen, angeregt haben; doch hat ihr gelehrter Versuch seitdem kaum Erfolgschance geschenkt. Man wird des Verdacht nicht frei: sie sonst recht aristokratisch gestimmten Kunstabläser haben die Worte mehr aus Vorliebe für ein gewiss gesetzte-vornehmes Auftreten als aus subtiler Kunstempfindung so demokratisiert. Haben diese zarten Herzen, die immer Goethe im Munde führen, ganz die verboten Schläge verschossen, mit deren Goethes Mutter, diese prachtvoll natürliche Frau, in einem der unvergleichlichen Briefe an ihren „Härtschelbans“ ähnliche orthographisch-paradoxe Neuerer für immer aus dem Kunsttempel trieb? Sie würde, denkt sich, auch zu den nobhaftesten Theorien, die da buntspurig vorgetragen werden, bedenklich das kluge Haupt geschützt haben. Die „Blätter für die Kunst“ predigen noch einmal, wie hoffen zum letzten Mal, das l'art pour l'art. Sie scheiden im voraus kurz alles „Staatliche und Gesellschaftliche aus“ und überlassen es einer „verbrauchten und minderwertigen Schule“, die einer falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang. „Die älteren Dichter“ — heißt es in der Einbegleitung — „säufen ihre Werke als Stütze einer Weltanschauung; auch die Chronisten, jene abstoßende, behäbige Bravheit, nicht auskommen.“ Diese fehlt allerdings keinem von Sophokles bis zu Shakespeare und Ibsen, dem längst überholten, der das Dichten keineswegs ätherisch als Erklären von „gewichtlosen Geweben aus Weben“, sondern auch als ein „Sich selber Nichten mit unbarbarischer Stirn“ charakterisierte. Die andern Lehrsäße sind nicht minder heiter. Da heißt es: „auf den Volksblau hinzuwanden wäre gerade so verkehrt, als auf Griechentum und Mittelalter, denn er liegt uns in gleicher Weise fern.“ Hält man uns die Dichtung von Bauern zu: mit gleichem Recht könnte man aller Weltweite die Kernsprache des Volkes entgegenhalten. „Dies sei und noch immer Anfang und Ende: Von der Kunst zu

„Leppich des Lebens“ wird überall der Versuch unternommen durch Nachbildung fremder Formen längst vergangene Kulturreihen wieder herauszurufen. Dieser Versuch scheint mir bei George so wenig wie bei dessen Lehrer, Platen, dem langwiliigsten Schönredner, geglückt. Man gewinnt nur den Eindruck von Tapetentüm. Dazu das stereotyp Wiederkehren gewisser affektiertes Gedächts. Immer wieder ist vom Leben, von Gärten, Parken, Schwänen, Teppichen, Bildern, seltenen Blumen, seltenen Steinen die Rede. Ein Detail wie „Mauer-Steine“ beschwert ein Gedicht, das leicht und schwedend sein sollte, nicht geringer als wenn darin die Marke der Wertheorie, Bafalles Vohngesch, ein Kapitel aus Höckel oder Bölsche — ist wie viel lehrreicher wäre dies alles — gärtet würde. Selbst die formale Seite ist bei George nicht einwandfrei. Es fehlt nicht an unerlediglichen Phrasen, gefüllten Sätzen, verlegenen Metmen, an Imitationen, an Wendungen wie „ein Schloss von einem Schloss“ umrahmt“, er „ersann die Braut in lichten Schloss“, „Liebesingaben“ und ähnlich mehr juristischen als poetischen Eingaben.

Dann kann man sich Stefan George und den welt lebendigeren und reicherem Hofmannsthal noch gesellen lassen. Diese sind doch mit Kunst um das, wie ich glaube, verhängnisvolle Ziel bemüht. Über diese täglich wachsende, gleich weit wie künstlerische Schar der Schüler, „Sieben“, wie sie sich gerne nennen. Diese holz- und viertel „Sieben-Dichter“. Diese Kunstkreise von sechzehn Jahren, die heute ihre Werke mit solchen griechischen Statuen aufzählen, bei denen sie gestern durchgeschnitten sind. Diese ewigen Gymnastiken, die immer, wenn der Lehrer „so“ sagt, gleich mit „sehr so“ replizieren. Das sind nicht „Menschen von Gelde“, wie Peter Altenberg die echten George-Naturen genannt hat, das sind ganz ordinaire Klasse-Wenigen, die nur mit einer gestielten, geschnittenen Noblesse flunkern. Die biederer Altvorbern reimten noch beschreibende Verse auf Schmerz. Unsere jungen Cachemire und Atlash-Poeten singen von Dahlien, Levkojen, „die im erzwungenen Dreyester dusfen“, von Alabaster und Kristallen, Muscheln und Perlen. Was bei George nur stilisierte Unnatür war, bei diesen ist es nunathliche Stilisiertheit. Da steht ein Beispiel für viele Versliegenheiten, in den „Blättern für die Kunst“ ein sehr ehrwürdiges Gedicht: „Wie ein edler Sänger sang und wie eine schöne Dame darauf starb“:

Ein edler singer kam von fern,  
Mit seiner dreifältigen Leier —  
Er sang das Lied das so sanft  
Er sang das Lied das so schön  
Auf seiner dreifältigen Leier.“

Er gelingt nun zu einem Garten:

Und auf der weißen schwäne stola  
Und auf dem schloß blank und schlank  
immiten illen und see  
War keiner sonne übelthat  
Was nichts als eine lide blässe  
Von immer gültigem mondenstrahl.

Am Fenster steht eine lillenblanke Dame. Die beginnt der Ritter zu besiegen. Da passiert ihm ein Malheur — eine Salte seiner Leier reicht:

Der edle singer singt und weint  
Das aug in hem auge der dame.“

Dann reicht die zweite, die dritte Salte und —

„Die dame an hem fenster sang  
Die dame mit den illen sang  
wie eine lile blank und schlank.“

Wenn das kein zu betrübnendes Schicksal ist! Und es ist nicht einmal das tragischste, das von Dichtern dieses Kreises behandelt worden! In den beiden jüngsten Veröffentlichungen: „Wir zur Feier.“ Gedichte von Mainzer Maria Wilke\*) und „Gehnsucht“ von Richard Schaukal\*\*) liegen noch mehr Thränen um noch nichtigere Dinge. Wilke und Schaukal sind Heimatgenossen, junge Österreicher — wie diese Richtung überhaupt in Österreich Wurzel gefasst hat. Bedenkt man der beiden natürlich-frischere Anfänge, so möchte man ihnen jetzt zuräumen: „Es thut mir in innerster Seele weh, daß ich euch in der Gesellschaft seh.“ Besonders um Wilke, dem jungen Prager, muß einem bange werden. Er ist der Echteste einer. Er hat wirklich eine Biederseel. Er verfügt über einen Reichtum der musikalischen Erfahrung wie kaum ein zweiter. Seine Verse haben — hier darf man es sagen — Blütenweichheit und eine gewisse flockige Grazie. Beste Stimmungen, Übendlandshäfen zumal, hat er vollendet gegeben. Junge Mädchen — er ist der Poet der „Sommerreinen“ Mädechenlyric —, die beim Marienläuten mit gefalteten Händen dastehen, in die Sonne blickend, alte Leute, die vom Feste heimlehren und einem fernern Feste lauschen, dann wieder junge Liebespaare, die stumm vor Glück zu Boden sehen — solche Stimmungen zwischen Tag und Traum sind ihm wunderbar geglückt. Er hat die Melancholie des slavischen Volksliedes mit seiner eigenen sinnenden Art auf das reizendste verbunden. Man erinnere sich nur an eines seiner Gedichte aus früherer Zeit, da er sie noch nicht „Mainzer“, sondern ein bisschen weniger prettisch „Wanda“ kannte, an dieses etwa:

Vollswiese.

Wenn ein Kind socht  
Singt dir sein Lieb im späten  
Traum noch der Nacht.  
Mlaust du auch sein

reismus hat in erster Linie  
Zewarte besonders warm  
anlaßt. Die Hoffnungen  
sind ziemlich groß.  
Expedition des Jahres 1874  
beschritten. Ebenso die  
gerade aus den letzten  
großen Eismaffen gefahren,  
mit den Strömungen ist  
die Wahrscheinlichkeit  
Schiff auf Eisfahrt  
Narrows, der  
in die Eisfassen möglich  
in Aussicht genommen.  
Doch noch ganz anderen  
und hohen festigen  
der starke Schiff  
Expedition sagte: „Er  
den Eispressen fest,  
ohem Seegang machen.“  
Antipolar-Gebiet, das an  
als Europa ist, ein  
der ob dort alles in  
auflost. Wir kennen  
Polarkreis: Graum-  
und Peterinseln. 1841  
schneedeckten Landes,  
und Vulkane besitzt:  
ungzusammenhängender  
Weltkugel zusammen-  
raten zu Enden; und  
ist es ungewiß, ob es  
über eines antarktischen  
größeren Festlandes.  
d. B. Tiefe-Boden-  
Westeine, die sonst zum  
Eis u. s. w., und die  
jen. Auch die Wind-  
großen Landmassen sich  
nen erheblich niedriger,  
ebens, sie deuten daher  
die Winde abströmen.  
unabhängig Weltkugel  
den längst verlorenen  
ninenbrach und verkannt  
also vorläufig nicht als  
Gipfel vorerst eine zweite  
der werden. Mit Hund-  
zur Entwicklung des  
st der Herbst 1902 aus-  
ing“ herjährt, allerdings  
liche Polarhunde werden  
herübergebracht, und in  
Die Küstenlinien und  
Wys in Zweck  
Schlittenreise wird im  
die Station verlassen,  
zu verfolgen. Möglicher  
zweiten Überwinterung  
nach der Lage der Dinge  
ährend für die Abholung  
station in anderer Weise

Instrumenten und  
ist zu erforschen: Die  
organische Leben, das in  
jen, die die Westseite des  
im unbekannten Gegenden  
wuchs im Haupzgestein

sogenannten Bipolarität  
Thierwelt am Nord- und  
neben selnea bislogischen  
rhizien und Existenz-  
lonen zu erweitern suchen.  
paraten wichtige Hilfs-  
ch liegende Drachen zur  
fehlen, die Beobachtungen  
sehr wertvoll sind. Auch  
prächtige Gegenstück des  
sten Flammen. Endlich  
dem aus ein für Neolog-

besonders aussichtsreich  
stehenden Stationen die  
siger Expeditionen, von  
englische, gesichert ist.  
sich aus, die Ostküste  
Südpol vordeutzen. In  
vorbereitet, und eine  
Kordofansöld, dem Nissen

trübt weiter diese Erwartung, wogegen kein Zweifel,  
wie die Bedeutung seines Wortes hinter dem anschließend  
geringeren zurücktreten zu lassen, angeregt haben; doch hat die  
gelehrte Verlust seitdem kaum Erfolgshoffnung gefunden. Man  
wird des Verdachts nicht frei: die sonst recht aristokratisch  
geklärten Kunstschriften haben die Worte mehr aus Vorliebe für  
ein gewisses geziert-vornehmes Auftreten als aus subtler Kunst-  
empfindung so demotiviert. Haben diese zarten Herren, die  
immer Goethe im Klange führen, ganz die derben Schläge ver-  
gessen, mit deren Goethes Mutter, diese prachtvoll natürliche  
Frau, in einem der unvergleichlichen Briefe an ihren  
„Häschelhans“ ähnlich orthographisch-paradoxe Neuerungen  
immer aus dem Künststempel trieb? Sie würde, denkt sich, auch  
an den Snobhosten Theorien, die da breitpuriert vorgebracht werden,  
bedenklich das kluge Haupt geschultet haben. Die  
„Blätter für die Kunst“ predigten noch einmal, wir hofften zum  
letzten Mal, das Part pour l'art. Sie scheiden im voraus kurz  
alles „Staatliche und Gesellschaftliche aus“ und überlassen es  
einer „verbrauchten und minderwertigen Schule“, „die einer  
falschen Auffassung der Wirklichkeit entsprang“. „Die älteren  
Dichter“ — heißt es in der Einbegleitung — „schufen ihre  
Werke als Stütze einer Weltanschauung; auch die Thronstufen  
der Freien sonnten ohne den sittlichen Deckmantel, jene  
abstoßende, behäbige Brüderlichkeit, nicht auskommen.“ Diese fehlt  
allerdings keinem von Sophokles bis zu Shakespeare und Ibsen,  
dem längst überholten, der das Dichten keineswegs ätherisch als  
Erstunter von „gewichlosen Geweben aus Worten“, sondern auch  
als ein „Sich selber Richter mit unbarmherziger Stirn“  
charakterisierte. Die andern Lehrsätze sind nicht minder heiter. Da  
heißt es: „auf den Volkston hinzuweisen wäre gerade so  
verkehrt, als auf Griechentum und Mittelalter, denn er liegt uns  
in gleicher Weise fern. Hält man uns die Dichtung von  
Bauern entgegen: mit gleichem Recht könnte man aller Welt-  
weisheit die Kerwurz des Volkes entgegenhalten. „Dies sei  
uns noch immer Anfang und Ende: Von der Kunst zu  
reden... Denen, die jetzt zur allgemeinen Unkenntnis stehen, ist  
der Blick so getrübt, daß man ihnen raten muß: sieben Jahre  
über nichts nachzudenken als über das: warum ein Gedicht  
schöner sei als eine gleiches sagende Rede...“ Das ungefähr  
ist der Ton, in dem hier viele Kleiderdrucke Selten lang voralebt  
wird. Er ist uns nicht neu. Wer einmal den Lehrbrief  
Verlaines gelesen hat, kennt ihn. Soll man darauf Ernsthaftes  
erwarten? Nach der „Revolution der Literatur“ in den achtziger  
Jahren, da wütste Stolzlosigkeit das Ende aller Künste befürchten  
ließ, möchte solche Mahnung durch einen Schlimmer von  
Verehrung manche verlocken. Wer aber heute, wo nicht bloß  
das nationale, sondern das Stammbewußtsein immer mehr  
erstarkt, noch nicht erkannt hat, daß nicht im höfischen Abschließen  
in einer lächerlich-enge Welt, sondern im kräftigen Aufsuchen des  
Wohlkommlichen das Heil liegt, dem ist nicht zu helfen, auch  
wenn er siebzig Jahre darüber nachdenkt, „warum ein  
Bildwerk schöner sei als die trennere Wachsform.“ Und wie  
sehen nun die Gedichte aus, die seinem Erlebnis, sondern solchen  
Merkprägungen ein blasses Dasein danken? Nun, es sind kalte,  
gan, unbefestigte Puppen, läinstlich dropt mit einem schillernden  
schimmernden, weichen Mantel von Worten. Es sind Gedichte,  
die keine Kraft, keinen Kampf, keine Liebe, keinen Gross, sondern  
nur etwas unglücklich Schmeichelndes, Streichelndes haben. Es  
sind, wie diese Herren sagen würden, selbst Gedichte...  
Der Ausdruck „Seide“ selbst lehrt, und das ist bezeichnend,  
in allen Nuancen bei ihnen immer wieder. Es ist das geheime  
Lösungswort des über ganz Deutschland gespreuerten Bundes der  
Heimlichen. Ich habe bei Stefan George, dem Oberhaupt  
Silberwelche, purpurine, mattblaue und Seide von jeder andern  
Farbe gefunden. Die Herrin, deren Finger wie Mandelblätter  
dussten, läßt er am liebsten auf einem Thron von gretler, gelber  
Seide „mit Gnade winken“; er hält sie in mondfarbene  
Gesetzleiter oder hält sie in „Seidenwellen“. Der sie  
umschwärme Mitter oder „Kaiser“ ist nicht minder ausstaffiert,  
jumeist im welschgestrickten Mantel mit goldenen Faschen. Also  
gewandet, singt er etwa, kleingedruckt:

Lilie der auen!  
Hierin im rosenhag!  
Gib daß ich mich freue,  
Doch ich mich erneue  
An deinem anabreichen Krönungstag.  
Mutter du vom Licht,  
Milde Frau der Frauen,  
Weise deine gute  
Kindlichem gemüte  
Das mit grast und moos beim bild umsicht.“

Solche Strophen sind in ihrem ganzen Klang, eingehn  
betrachtet, nicht ohne pretiosen Reiz. Aber ein ganzes Buch  
dieser milden, müden, dieser „selgenden“ Töne, die niemals einen  
Ausdruck, höchstens ein stilisiertes Seufzen ohnen lassen, ist nicht  
zu Ende zu bringen. Dabei scheint dieses Gedicht noch etwas der  
allgemein-menschlichsten! Sonst wird darin nur von besonderen  
„Dämmerempfindungen“ im Amphitheater gesflüstert. In den  
Sammlungen Georges, den „Hymnen“, „Pilgerfahrt“,  
„Hängenden Gärten“, „dem Jahr der Seele“, eben eben für  
wenige edierten, mit seidener Pracht, wie solche wohl noch  
keinem Exektor der Weltliteratur zuteil gewordenen, aufgestatteten

<sup>1)</sup> Verlag von Georg Bondi, Berlin.

wie eine gute vierte und jüngste.“

Wenn das kein zu betrügerisches Schicksal ist! Und es ist  
nicht einmal das tragischste, das von Dichtern dieses Kreises  
behandelt worden. In den beiden jüngsten Nestherenbüchern:  
„Mir zur Freiheit“ Gedichte von Rainer Maria Rilke\*) und  
„Sehnsucht“ von Richard Schaukal\*\*) fliehen noch  
mehr Thränen um noch niedrigere Dinge. Rilke und Schaukal  
sind Heimatgenossen, junge Dichterreicher — wie diese Richtung  
überhaupt in Österreich Wurzel gefaßt hat. Bedenkt man der  
beiden natürlich-frische Anfänge, so möchte man ihnen jetzt  
daraus: „Es tut mir in innerer Seele weh, daß ich auch in  
der Gesellschaft seß.“ Besonders um Rilke, dem jungen  
Prager, muß einem bangt werden. Er ist der Echtester einer.  
Er hat wirklich eine Dichterseele. Er verfügt über einen  
Reichtum der musikalischen Erfahrung wie kaum ein zweiter.  
Seine Verse haben — hier darf man es sagen — Blüten-  
weichheit und eine gewisse florale Gracie. Raritäten-Stimmungen,  
Wunderlandschaften zumal, hat er vollendet gegeben. Junges  
Mädchen — er ist der Poet der „seidenreinen“ Mädchenphysique —  
die beim Atemrösäten mit gefalteten Händen bastehen, ih-  
re Sonne blicken, alte Leute, die vom Glück bekehren und  
einem fernen Liede lauschen, dann wieder junge Liebespaare, die  
stumm vor Glück zu Boden sehen — solche Stimmungen zwischen  
Tag und Traum sind ihm wunderbar gegliedert. Er hat die  
Melancholie des slavischen Volksliedes mit seiner eigenen  
sinnenden Art auf das reizendste verbunden. Man erinnere sich  
nur an eines seiner Gedichte aus früherer Zeit, da er sich noch  
nicht „Rilke“, sondern ein bisschen weniger pretios „Rilanda“  
nannte, an dieses etwa:

### Vollswiese.

Wenn ein Kind sucht  
Singt beim Karosselläden,  
Klingt dir sein Lie im Späten  
Traum noch der Nacht.  
Magst du auch sein  
Weit über's Land gefahren,  
Fühlst es dir doch nach Jahren  
Steis wieder ein.

Auch den neuen, von Heinrich Vogeler-Worpsswebe sehr zart  
umrahmten Gedichten fehlt es nicht an solchen volkstümlich  
schlichten Lönen. In den „Liebfern der Mädchen“, den „Engels-  
Liedern“, den „Gebeten der Mädchen zur Maria“ sind manch-  
völlig reife, runde und selbständige Stücke. B. B. folgendes:

O: h ich die Gosen entlang,  
Da führen alle die braunen  
Mädchen schauen und staunen  
Hinter meinem Gang.  
Bis eine zu singen beginnt  
und alle aus ihrem Schweigen  
sich lödelnd niederneigen;  
Schwestern, wie müssen ihm zeigen  
wer wir sind.

Doch herrscht das Einsache leider nicht vor. Auch Rilke  
besitzt das Vokabular der „Feinsten“ und „Allerfeinsten“. Er  
treibt einen ganz respektablen Aufwand mit grauer, weicher und  
dunkler Seide. Er läßt eine Madchenseele ihr müdes Kind  
an seinem Lebensgrain weiterblühen\*. Er läßt Rosen singen.  
Er lehnt die umlaubte Stirn an das „Leben“. Er vergleicht  
Hände mit blinden Segeln und die Mädchen mit Räucher, gebunden  
an die Ufer der Stunden. Der Garten beginnt bei  
ihm „sich der Güte hinzugeben“. Der Wein ist sein Buch —  
das kennzeichnet diese belesenen Dichter. Rilke cron sieht gern  
von den Büchern in die Natur; Rilke sieht in der Natur noch  
immer das Buch, natürlich „die Deckel purpur in Damast“. Und  
er verleiht uns für die Zukunft noch mehr. Er möchte  
werden „wie die ganz Geheimen“. Er will „mit Worten wie  
mit Wipfeln rauschen“. Rilke Rilke von dem alten obhören.  
Er hat es nicht nötig, mit fremden Worten zu rauschen. Er hat  
eigenes Gold genug, um nicht mit erborgtem die seidenverzettelten  
Traumschlösser bauen zu müssen.... Über dem Werk  
Schaukals steht das seidene Banner diesmal völlig, obwohl er  
sich dagegen verwehrt, einer Kunst anzugehören. Schön das  
Motiv seines Buches lautet: „Das Land der Griechen mit der  
Seele juchend.“ Alle unsere Lieblinge, die Seide, das Leben  
(wie östl.), Schwäne, Götter, Bagen, auch die Menschen sind  
wieder da. Die „Abstürzungen und Wale“ — Blätter u. a.  
gewölbt — sind gang in der Portät-Holzschnittmaler  
George. Das Gedicht „der Traum“ ist nach Hofmannsthals  
„Traum von großer Magie“ empfunden. Schaukal hat  
heuer allerlebstieße Chansons im „Simplicissimus“ veröffentlicht.  
Warum verließ er diesen fröhlichen Weg, um seine „Herrennatur“  
zu entdecken und dabei die eigene zu verlieren? Hat er sich  
erinnert, daß auch sehr Meister von manchen Snobs als Erweder  
adeler Kunst geprästet wird. Über wie anders klingt es bei  
dem Barathra-Sänger:

„Du stilles Himmelsdach, blau-lichtl, von Seide,  
Wie schwelst du schirmend ob des bunten Bau's,  
Den ach — was sag' ich? — Liebe, Furcht, Neide...  
Die Seele wahrlich traur' ich gern ihm aus!  
Gib ich sie so zurück? —  
Nein, still davon, du Augen-Wunderweibel  
— mein Glück Mein Glück!

<sup>1)</sup> Verlegt bei Georg Heinrich Meyer, Berlin 1900.

<sup>2)</sup> München, Verlag der Deutsch-französischen Münchner. 1900.